

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 44

Sonntag, den 15. November 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 15. November. Gertrud
Montag, 16. Albert d. Große
Dienstag, 17. Florinus
Mittwoch, 18. Odo. Freuj. Bußtag

Donnerstag, 19. Elisabeth
Freitag, 20. Felix v. B.
Samstag, 21. Maria Opferung

Heimweh nach dem Herzenberg

Von H. Torino

Wo vordem zierlich die Hirsche sprangen,
Und zahllose Pilger zogen und sangen,
Winkt eine Kapelle, versteckt im Laube,
Im grünen Nest eine weiße Taube.
Ein Plätschen so still, versonnen und traut,
Als hätt' hier der Himmel die Erde geküßt;
Wie gerne schon hätt' ich dort Hütten gebaut,
Doch stets hab ich fort und weiter gemüht.

Bezaubernd schön liegt Tivoli,
Ein Fleckchen zum süßen Verweilen,
Venedig auch vergesse ich nie,
Die Meerstadt mit blinkenden Säulen;
Doch südl'cher Pracht zum Trost fürwahr! —
Mich zog es stets nur nach Hadamar,
Wo in der Kapelle die Fürstenherzen
Ausruf'n von irdischen Freuden und Schmerzen.

Odyssens, verirrt, einst sehnlichst bekehrte
Den Rauch nur vom heimischen Herde zu schauen;
So ähnlich mein Herz sich im Weh verzehrte
Nach Dir, o Maria, Du Beste der Frauen;
So treu ist Dein Blick, Deine Hand so lind,
Dir schenkt ich mein Herz schon als kleines Kind.
Ich dürst' ich nur beten und minnen und träumen,
Wo lieblich Du thronst bei den uralten Bäumen!

Oft war ich so glücklich, oft auch in Gefahr;
Doch niemals vergaß ich mein Hadamar.
Geht's gut oder schlecht, sei's Herbst oder Mai,
Dem Herzenberg bleib' ich zeitlebens getreu;
Und herzlich gedenk' ich der Mutter der Gnaden,
Die Hadamars Kindern so lieb und wert;
Maria bewahre auf fernem Pfaden
Den Wanderer, des Herze von Heimweh beschwert!

*) Herzenberg früher Dirschberg.

Bierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 13, 31—35.

In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkornlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säte. Dieses ist zwar das Kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das Größte unter allen Kräutern, und es wird zu einem Baume, so daß auch die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen. Ein anderes Gleichnis sprach er zu ihnen: Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und unter drei Maß Mehl verbarg, bis alles durchsäuert war. Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen, damit erfüllt würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund auf tun in Gleichnissen und will aussprechen, was vom Anbeginn der Welt verborgen war.

Beide Gleichnisse des Evangeliums zeichnen die Kirche, das Himmelreich auf Erden, in ihrer gewaltigen Kraft. Das Senfkornlein mit seinem mächtigen Wachstum ist das Bild für die äußere Entwicklung der Kirche, ihre Ausbreitung über alle Erdteile und Nationen, mit denen die neue Kultur in Berührung trat. Im Bilde des Sauerteigs aber erblicken wir das Wirken der Kirche, das sich im Innern der Menschheit und des einzelnen vollzieht und in ihrem Leben in die Erscheinung tritt. Der Heiland hätte dafür kaum ein treffenderes Bild anwenden können.

Nur wenig Sauerteig mischen wir dem Mehl bei, und in langsamer Arbeit durchdringt er die Masse, wandelt sie um in seine eigene Natur und befähigt sie, zur schmackhaften, würzigen Speise zu werden, die der Mensch nicht mehr mischen kann. So war das Wirken des Christentums inmitten des Judentums und Heidentums; die Geschichte hat es urkundlich bestätigt, ja ein französischer Gelehrter sagt geradezu: „Die Restauration der Geschichtswissenschaft ist die Restauration der katholischen Größe.“ Das zeigt sich zunächst an der Erziehung der Völker. Die Bildung und Erziehung der heranwachsenden Generation war das Ideal und die Sorge der Weisen. Wie haben Sokrates und Plato diesem Gedanken gelebt! Aber nur den Kindern der Reichen und Bornehmen wurde dieser Vorzug zuteil, und auch ihre Lehrer waren fast stets nur Sklaven, von denen sie Wissen, aber nicht ein förderndes Beispiel empfangen. Der Heiland aber sprach das große Wort: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ — und mit einem Schlage ward es anders. Die Apostel, diese Idealgestalten, zogen hinaus, sammelten um sich nicht nur die Reichen, sondern mit Vorliebe die Armen, die seither Gedrückten, „den Armen ward das Evangelium verkündet“. Staunend hörten nun die geknechteten Massen von Menschenwürde, Menschenrechten und -pflichten. Gelehrte Schüler der Apostel vollendeten das Werk, und nicht mit Unrecht erhielt das Heidentum die Bezeichnung „Paganismus“ — Religion der dummen, ungebildeten Leute vom Lande. Gewiß bildeten die höchsten Wahrheiten den Mittelpunkt im christlichen Unterricht — „suchet zuerst das Reich Gottes“, hatte ja der Heiland gesagt —, aber wie wenig darüber die weltlichen Wissenschaften vernachlässigt wurden, beweisen die, schon in den ersten Jahrhunderten allenthalben erstehenden Dom- und Klosterschulen mit ihrem, die wichtigsten Zweige der Wissenschaft umfassenden Lehrplan und ihren reichhaltigen Bibliotheken. So ersetzte das Christentum die Geister und ließ sie nicht mehr los derart, daß der Protestant Guizot bekennt: „Es ist eine unbestreitbare Tatsache, Europas ganze intellektuelle und moralische Entwicklung ruht wesentlich auf seiner Theologie (Religionslehre), welche die Geister beherrscht und leitet; alle Anschauungen tragen das Gepräge der Theologie, alle philosophischen, politischen und historischen Fragen werden vom theologischen Gesichtspunkte aus aufgefaßt. Der Geist der Theologie ist gewissermaßen das Blut, das durch die Adern der Welt fließt.“ Der Sauerteig zog allmählich alles in seinen Bereich. So verblaßten die heidnischen Ideen vor der christlichen Wahrheit, und selbst die Sprache war schließlich nur noch dem Klange nach heidnisch, nach Inhalt und Bedeutung aber christlich, so sehr, daß Condorcet klagte, es sei unmöglich, eine wissenschaftliche atheistische Sprache zu reden, selbst die Sprache sei vom Christentum „infiziert“. Den Völkern blieb gar keine Wahl, da das Heidentum auf die Frage des entwickelten Geistes eine befriedigende Antwort nicht gab; sie mußten zum Christentum flüchten, von dem ein neuerer Apologet ohne Uebertreibung behauptet: „Es gibt keine Fundamentalfrage, die den denkenden Geist beschäftigt, auf welche Ordnung der Dinge sie sich auch beziehen möge, für welche in dem wunderbaren Organismus der christlichen Glaubenswissenschaft nicht die Lösung gegeben sei.“ Die heidnische Wissenschaft starb da, wo das Christentum seine Zelte aufschlug, den Hungerstob, wie die heidnischen Religionen zusammenbrachen samt ihren Tempeln. Auch der heidenbegeisterte Teil des Humanismus vermochte ihr kein neues, dauerndes Leben einzulösen. Das Leben wußte nichts mehr mit ihr anzufangen, sie blieb nur interessantes Objekt für den altertumsliebenden Forscher. Warum? Es fehlte ihr der christliche Sauerteig. Das verblüffende Resultat: „Keine Religion, eine angenommen, kann die Probe der Wissenschaft aushalten. Die Wissenschaft ist eine Art Säure, welche alle Metalle auflöst, angenommen das Gold“ (De Maistre), gilt auch für die von den heidnischen Religionen genährten Kulturen. Die wahre Wissenschaft mußte selbst christlich werden und ist es geblieben, bis auf den heutigen Tag. Wohl mögen einzelne Vertreter der Wissenschaft in ihrem Leben dem Unglauben verfallen, aber die Wissenschaft selbst kann mit ihren dauernden Ergebnissen nicht im Gegensatz zum Christentum, zur katholischen Kirche treten. Denn „aus ihr schöpft alles menschliche Wissen Belehrung, zu ihr führt alle wahrhafte Erkenntnis, jeder Fortschritt im Leben des Geistes hin, und kein Widerspruch, mag er auch einen Augenblick im erlogenen Lichte glänzen, kann ihr gegenüber bestehen. So ist die Kirche das höchste Prinzip der Intelligenz in der Welt und für alle Zeit.“ In der Tat waren die führenden Geister

der Wissenschaft in der Regel gläubige Christen, wie noch vor einigen Jahren ein Frankfurter Schulprogramm für die Naturwissenschaft ausführlich erwies, und wenn der Entdecker des Weltsystems katholischer Priester gewesen und wenn soeben ein italienischer Priester einen Apparat erfunden, von dem man erwartet, daß er eine völlige Umwälzung des Funktionssystems bedeutet, so ist das für uns nichts Staunenerregendes. Die Kirche wird ja niemals von sich zu sprechen brauchen, was Melancthon von der Reformation sagte, bei der er selber so kräftig geholfen: „Das Zeitalter ist ein eisernes geworden, die Wissenschaften gehen zugrunde, wenn nicht die Fürsten die Pflege derselben erneuern.“ Wohl aber beansprucht sie für sich voll und ganz die Geltung des Barres-Ausspruchs: „Die Religion ist das Aroma, welches die Wissenschaft vor Fäulnis bewahrt.“ —

„In der Erkenntnis und in der Sittlichkeit stehen wir über euch“ — rief Tertullian in freudigem Stolz den Heiden zu. Und vielleicht war das das schwierigste und gegenwärtigste Werk, daß das Christentum allmählich das ganze sittliche Leben zu durchdringen verstand. Nur langsam, Schritt für Schritt konnte die Eroberung gelingen, das Heidentum führte einen verzweifeltsten Existenzkampf um seine Domäne. Wie es da garte in Völkern und Individuen, ganz ähnlich dem Mehle, das der Sauerteig unaufhaltsam durchwirft! Wer möchte erwarten, daß er sein Werk im Augenblick vollbringt! Wer auch möchte es der Kirche zum Vorwurfe machen, daß sie sich nur langsam im Leben der Völker durchzusetzen vermag! Am Ende der Welt erst soll ja ihr Wirken vollendet sein. Aber wie hat sie schon jetzt ihre Lehren und Gebote in Denken und Wollen und Handeln gegraben! Könnten heidnische Frauen nochmals über die Erde schreiten, wie würden sie staunen über die christliche Bewertung der Frau! Vor dem athenischen Volke hatte Demosthenes ohne Widerspruch das furchtbar entwürdigende Wort über die Frauen gesprochen, Hesiod hatte sie „verfluchtes Gezücht, der Sterblichen drückendste Geißel“, Cato „unbezähmbare Tiere“ genannt. Sie waren in allem ein Werkzeug des Mannes, vielfach gekauft, ein Spielzeug seiner Launen, bei seinem Tode mit ihm lebendig verbrannt oder begraben. Selbst bei den Germanen war es nicht besser; die anderslautenden Schilderungen des Tacitus sind längst als falsch oder „idealisiert“ nachgewiesen. Nun kam das Christentum. Die Ungleichheit der Geschlechter konnte es, wie Clemens von Alexandrien bemerkt, nicht verkennen, aber es lehrte die Gleichheit der Seelen. Und es lehrte nicht nur seine Ebenbürtigkeit, sondern es bewies sie durch die Tat. „Von nun an durfte man sagen, daß in der Kirche nichts Großes geschehen konnte, ohne daß eine Frau daran Anteil genommen. Am Anfange stiegen viele von ihnen mit den Märtyrern in die Amphitheater, andere teilten mit den Anachoreten die Einsamkeit der Wüste.“ Die Ehre der Mätäre wurde ihnen zuteil, die Erziehung der Kinder in ihre Hand gelegt; Konstantin schaffte ihre Bevormundung ab, und die Kirche wies ihnen den gerade der Frau so wohlstandenden Almosendienst zu. So ward sich die christliche Frau ihrer Würde, Pflichten und Begabung bewußt, und „die Weiber blieben weiblich und die Männer männlich, während im sinkenden Griechenland und zu Rom die hervorragenden Frauen die Eigentümlichkeit ihres Geschlechtes verleugneten, vor allem Zucht und Scham, die Weiber männlich, die Männer weiblich wurden. Nicht emanzipiert hat das Christentum die Frauen; die Emanzipation der Frauen würde die Existenz der Familie von neuem in Frage stellen und bei der Konkurrenz der Geschlechter der schwächere Teil wieder wie vordem notwendig der Sklaverei verfallen.“ —

Welche unwandelnde Kraft wohnte schon in dem jungen Christentum, wenn auf sein Wort Vater und Mutter in dem Kinde mit ehrfürchtiger Scheu Familienglück und Familienfrieden erblickten, während in Griechenland die Sitte schwächliche Kinder dem Hungertod überlieferte und in Rom das Zwölftafelgesetz Tötung und Aussetzung der Kinder sanktionierte! Ja, wie Laktanz berichtet, fand niemand etwas darin, wenn ein Vater sein eigen Fleisch und Blut den Hunden vorwarf. —

Seine Brüder und Schwestern hatte der Heiland die Menschen genannt, und die Kirche zog mutig, allen bestehenden Anschauungen entgegen, die unerbittliche Konsequenz und verlangte ihre menschenwürdige Behandlung und Freilassung der Sklaven, sobald sie die nötige Reife besaßen. Cato, dieses Ideal der Römer, hatte seine alten und unbrauchbaren Sklaven auf die Straße gesetzt, und Plato sprach das scheußliche Wort: „Wird er (der Sklave) krank, so mag er sterben, der Arzt soll sich keine Mühe geben, ihn zu heilen.“ Der Heiland aber starb den Sklaventod, und der Christ Laktanz sprach die für das Heidentum seltsamen Worte: „Wir nennen uns Brüder und sind es. Wenn es auch einen Unterschied der Stände dem Leibe nach gibt, so beurteilen wir ja diese irdischen Dinge im Geiste. So haben wir auch keinen Sklaven, wir nennen und halten sie wie unsere Brüder, unsere Gefährten in der Knechtschaft Christi.“ Der Präsekt Hermes in Rom aber gab an seinem Taustage seinen 1250 Sklaven die Freiheit nebst reichen Geschenken, ebenso Chromatius seinen 1400. Den Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum beleuchtet Chrysostomus: „Während der heidnische Römer durch leistungswillige Verfügung Hunderte von Sklaven den Zirkusspielen opferte, forderte die Kirche die Jünger auf, ihre Freilassung zu bestimmen und selbst Legate für sie auszusenden.“ Und sie erreichte es auch, so sehr hatte der „Sauerteig“ die christlichen Herzen durchdrungen. —

Es ist ein beliebtes Schlagwort unserer Tage, daß die katholische Kirche die unveröhnliche Gegnerin von Freiheit und

Fortschritt gewesen. Mit Schlagwörtern vermag man stets der urteilsbeschränkten Masse zu imponieren, der Geschichtsfreier wird dazu lächeln. Denn er weiß, wie Freiheit und Fortschritt mit der Kirche zusammen ihren Geburtstag begehen. Den Gedanken, daß jeder Mensch innerlich frei sei, hat erst das Christentum nachdrücklich betont und begründet. Sie erst hat es vollbracht, die bevorzugten Klassen zur Anerkennung der Menschenwürde auch im Geringsten zu zwingen. „Das Christentum hat uns auf eine solche Höhe des sittlichen Lebens erhoben, daß wir fortan ohne Freiheit nicht leben können.“ Und nicht nur dem ausgehenden Mittelalter gebührt das Lob Alex. v. Humboldt's: „Man muß mit Anerkennung die edlen und mutvollen Bestrebungen auszeichnen, welche am Ende des Mittelalters wie in den ersten Zeiten des Christentums die Geistlichkeit in Masse gemacht hat, um die Rechte zu verteidigen, welche die Menschheit von Natur besitzt.“ Welche Schwierigkeiten da zu überwinden waren, sollten wir wohl ermessen können, die wir mitten in den sozialen Kämpfen stehen und sehen, mit welcher Fähigkeit an herkömmlichen Rechten festgehalten wird. Aber all das hinderte die Kirche nicht an der Erfüllung ihrer Mission und schreckte sie nicht zurück, die ungerechte Ausbeutung des Kleinen sogar als himmelschreiende Sünde zu brandmarken. Selbst vor die mächtigsten Fürsten trat sie hin und gemahnte sie an ihre Pflichten und Schranken, sodaß gar Voltaire ihr da seine Anerkennung nicht verweigerte und ein anderer gesteht: „Die päpstliche Gewalt allein hat die Ausschreitungen des Despotismus verhütet. Daher finden wir in den stürmischsten Zeiten des Mittelalters keine Tyrannei, die jener eines Domitian zu Rom gleichläme. Ein Tiberius war unmöglich geworden, Rom hätte ihn vernichtet.“ Selbst Gegner der Kirche konnten sich diesem Einfluß nicht entziehen, wenn es ihnen auch unangenehm genug war, wie Friedrich II., der den Sultan Saladin glücklich pries, weil ihm kein Papst gegenüberstehe.

Und Fortschritt! „Ist ja doch gerade die Idee des Fortschritts eine spezifisch christliche, katholische Idee. Ein Marc Aurel, Seneca, Juvenal, Plinius und alle, die damals auf der Höhe ihrer Zeit standen, und deren Aufgabe es war, ihrem Geschlechte die Prognose zu stellen, sie wissen nichts von einem Fortschritt; die völlige Verzeßung an einer besseren Zukunft sprechen sie aus.“ Der moderne Dünkel erkennt das freilich nicht an; er erblickt den Fortschritt im Aufblühen der Technik, in der Beherrschung des Weltmarktes, in der raffinierten Steigerung der Lebensgenüsse. Aber besteht der Fortschritt nicht vielmehr in der harmonischen Ausbildung der ganzen menschlichen Natur, in der Teilnahme recht vieler, vor allem der „Enterbten“ am Sonnenschein des Lebens, am inneren Glück! Unsere Moderne hat das zweifellos nicht erreicht. „Tausend neue Mittel der Befriedigung werden täglich erfunden — aber ein Bedürfnis überholt das andere, und so bleibt das Verhältnis zwischen Fördern und Erreichen ewig dasselbe — nur die Fähigkeit der Bescheidung ist verloren“ (Joerger). So geht es, wenn die Menschheit die Kirche vom Lenkersitz des Fortschritts wagens mit Gewalt verdrängt. Dann mag wohl wachsen der äußere Glanz, aber auch ebenso innere Hohlheit, gleißender Reichtum, aber auch erbitterte Armut, prickelnde Lebenslust, aber auch neidvoller Haß, überschäumende Volkskraft, aber auch Entwertung, Zerrüttung und Gefahr des Zusammenbruchs.

Wir sind schon fast so weit. Es ist die Folge davon, daß auch heute, und heute erst recht, nicht verlernt ist, was Schiller in der Vorrede zu seinen „Räubern“ geistelte: „Auch ist jetzt der große Geschmach, seinen Wiß auf Kosten der Religion spielen zu lassen, daß man beinahe für kein Genie mehr passiert, wenn man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich tummeln läßt.“ Wir sind schon so weit, das zeigt der ausgebrochene Krieg, wo eine dem Christentum entfremdete Kultur so jämmerlich Fiasko gemacht, wo äußerlich christliche, innerlich aber den heidnischen Idealen ergebene Nationen sich in einer Brutalität enthielten, deren selbst das in Laster getauchte heidnische Rom kaum fähig gewesen; wo Serbien seinen Namen mit den Morden in Kroatien und Bosnien besetzt, wo England durch Ströme von Blut wadet im Dienste des Mammons, wo Frankreich seine ehrwürdigsten Heiligtümer und prächtigsten Kunstwerke opfert dem ehernen Mund der Kanonen, wo das gelbarne Rußland für die Ermordung eines feindlichen Heerführers den hohen Judaslohn von 80 000 Rubeln zahlt. Vor dem größten psychologischen Rätsel aller Zeiten würden wir stehen, wenn die Welt selbst jetzt nicht erkennte, was die Kirche ihr ist, wenn sie selbst jetzt nicht ihr Auge nach Rettung erhöhe. Und wo und wie ist Rettung zu finden? Pius X. hat das erlösende Wort gesprochen: Omnia instaurare in Christo; nur dann, wenn die Erneuerung der Welt in Christus sich vollzieht, winkt uns das Heil! P.

Deutsche Soldaten

Von Henriette Brgh.

Es war im Kriege von 1870. Die deutschen Truppen hatten ihre ersten Siege errungen und drangen weiter in Lothringen ein.

Die elsass-lothringische Bevölkerung im Lande zitterte in banger Erwartung. Französische Flüchtlinge kehrten zurück und erzählten schreckensvoll von dem wilden Vorwärtsstürmen der deutschen „Barbaren“. Am schlimmsten seien die verhassten Preussien. Ja, die preussischen Wägen seien schlimmer wie die Kosaken, sie raubten, mordeten und plünderten und verübten alle

Schandthaten. Bereitwillig wurden diese Märchen von der geängstigten, durch die französische Presse verhetzten und irreführenden Bevölkerung geglaubt.

In einem weit von der Heerstraße entlegenen lothringischen Dörfchen gingen die Leute voll Angst und Furcht umher und wagten sich kaum an ihre täglichen Geschäfte und Arbeiten. Wertsachen und Gold hatten sie schon versteckt und vergraben. Viele waren auch geflüchtet, aber nicht alle konnten das. Und nun zitterten sie täglich vor einem Ueberfall des Feindes.

Böse Gerüchte liefen von Mund zu Mund und schwellen an zur schrecklichen Gewißheit. Jeder erinnerte sich irgend einer Schaurgeschichte, die er mal irgendwo gelesen oder von alten Leuten erzählt gehört hatte. Entsetzliche Dinge wurden erzählt, wie schlimm der Feind haue: „Die vom Kriege „verwilderten“ Soldaten, besonders die „protestantischen Preußen“ brannten und zerstörten sogar die Kirchen und vergriffen sich an den heiligen Gefäßen!“

So vergingen bange Tage. Da kam eines Nachmittags ein Mann von einem Gehöft der Umgegend ins Dorf gestürzt: „Sie kommen!“ schrie er hastig, „drüben vom Hügel aus sah ich sie in der Ferne heranreiten! Keine Stunde, dann sind sie hier! Gott gnade uns!“

Angstvoll schrien Frauen und Kinder, bleich standen die wenigen Männer, die nicht in den Krieg hatten ziehen müssen. „Die Sturmglocken läuten!“ rief einer.

„Nein“, sagte ein alter Mann, „Widerstand können wir nicht entgegensetzen, wir wollen sie nicht reizen. Geht ruhig in eure Häuser und betet. Vielleicht zieht das Unheil vorüber. Gott helfe uns!“

„Das Allerheiligste!“ schrie plötzlich eine der Frauen. „O Gott, wir müssen es retten! Sie werden unseren Herrn rauben, schänden...“

Bestürzt starrten alle sich an und eilten zur Kirche. „Herr des Himmels! Der Herr Pfarrer ist ja nicht da! Vor einer Stunde ist er zum alten Berghofbauern hinaufgestiegen, der liegt im Sterben. Es mag Abend werden, ehe er zurückkommt... dann ist es zu spät...“

Rastlos standen sie. Wie durften sie es wagen, das Allerheiligste selbst herauszunehmen? Nur ein Priester mit geweihten Händen durfte das.

„Herr, hilf!“ weinten sie und sanken auf die Knie.

„Wir wollen es nehmen und zum Pfarrer nach dem Berghofe bringen, dann kann er es nach der Antoniuskapelle tragen, die liegt so im Walde versteckt, dahin kommt der Feind nicht!“

Da drängte sich ein bleicher Mann durch die Weinenden bis zum Altar, er hielt ein kleines Mädchen an der Hand. „Freunde“, sagte er mit zitternder Stimme, „die Zeit drängt, wir dürfen unsern Herrn und Heiland nicht der Gefahr aussetzen, von den Feinden verunehrt und gelästert zu werden. Ein Priester ist nicht da — und niemand von uns Erwachsenen darf es wagen, mit unseren armen, sündigen, oft besleckten Händen den Allerheiligsten zu berühren. — Wer die unschuldigen Hände eines Kindes werden nicht zurückbeugen... Schnell den Schlüssel aus der Sakristei...“

Der Cantor slog, und bald sprangen die Tabernakeltüren auf. Der bleiche Mann stieg die Stufen empor, kniete nieder und nahm sein Töchterchen auf den Arm. Mit großen Augen schaute das Kind auf den Tabernakel, die Händchen faltend.

„Sieh, Gertrude“, sagte der Vater, „dies goldene Gehäuse mußt du vorsichtig herausheben und festhalten — — Kind, der göttliche Heiland wohnt darin...“

„Der liebe Jesus?“ flüsterte das Kind.

„Ja, der liebe Jesus, der Weihnachten im Krippchen lag — du weißt ja noch — — Hier ist er noch kleiner und lieber —“

du siehst ihn nicht, aber er ist darin... Böse Menschen wollen ihm was tun — nimm ihn, Kind...“

Und er hob das Kind empor und Klein-Gertrude nahm mit beiden Händchen sorgsam die Monstranz und preßte sie in ihre kleinen Arme.

Alle warfen sich auf die Knie, in aller Augen standen Tränen, als der Vater herunterstieg und mit seinen Händen die Händchen des Kindes festhielt, das selig und andächtig auf den „lieben Jesus“ blickte, den sie an ihre Brust drückte. Eilends schritt er mit seiner heiligen Last dem Walde zu, gefolgt vom Cantor mit dem Verschlichte. Die anderen aber gingen still nach Hause.

Da plötzlich dröhnender Aufschlag und Galopp. Ein Trupp feindlicher Lanzenreiter sauste ins Dorf und bald folgte eine ganze Compagnie Soldaten. Ein Offizier verlas auf dem Marktplatz eine Proclamation und warnte die Bevölkerung vor Feindseligkeiten. Wenn sie sich ruhig verhielten, sollte die Sicherheit und das Eigentum von keinem angetastet werden und nichts geschähe ihnen. Jedes Stück Brot würde bar bezahlt werden. Sollten aber Franktireurs im Dorfe sein, so müßten alle dafür haften. Die Leute, die furchtsam auf den Trommelschlag hin aus den Häusern getreten waren, zogen sich ein wenig erleichtert zurück. Die Preussens schienen nicht ans Brennen und Plündern zu denken.

Es wurde mittlerweile Abend. Ein Trupp Soldaten ging zur Kirche. Aber erstaunt blieben sie stehen: weit auf stand die Kirchenpforte, weit auf die Tabernakeltüre! Der schmucklose, des Heilandes herabsteigende Altar machte einen ergreifenden Eindruck. Halb Unwill, halb Wehmut erfaßte die tapferen Krieger. Mußte man vor ihnen den Heiland verbergen. Sofort baten zwei den Pfarrer, das Allerheiligste wieder herbeizuschaffen! „Wir wollen unsern Herrn bei uns haben!“

Zitternd fragte der greise Pfarrer: „Seid Ihr denn Katholiken?“

„Gewiß sind wir katholisch, Herr Pfarrer. Und wir wollen hier vor unserm Herrgott beten, denn er versteht auch deutsch, und wir haben seinen Segen notwendig. Und morgen früh möchten wir der hl. Messe beiwohnen und viele von uns wollen die hl. Kommunion empfangen.“

Der alte Priester war sprachlos. Wie hatten seine Landsleute sich alle getäuscht, diese Preußen für gottlose „Barbaren“ zu halten! Wie ehrlich und brav sehen die Soldaten aus! Und morgen wollen viele kommunizieren... .

Er beeilte sich, ihre Bitte zu erfüllen. In Begleitung zweier Soldaten holte er das hl. Sakrament in der Antoniuskapelle. Er war sehr bewegt, als er sah, wie die Soldaten nach andächtigster Kniebeugung die zwei Kerzen vom Altar der Waldkapelle nahmen, sie anzündeten und rechts und links an seiner Seite gingen. Zwar löschte der Luftzug die Flämmchen bald aus, aber unentwegt schritten sie weiter, die Kerzen in Händen, zum Staunen der Dorfbewohner.

Am folgenden Morgen, nachdem er zahlreichen Soldaten die hl. Kommunion gereicht hatte, hielt er nach der Messe eine Ansprache, in der er seine Gemeinde zur Ruhe ermahnte und auf die Frömmigkeit der tapferen Krieger hinwies, die sogar im Feindesland jede Gelegenheit benutzten, den Herrn über Leben und Tod, den Lenker der Schlachten und Siege, in ihr Herz aufzunehmen. „Das also sind die preussischen Soldaten, die wir für Barbaren hielten! Folgt ihrem Beispiele, kommt eifriger zur hl. Messe und zum Tisch des Herrn, dann wird, wie auch das Kriegsgeschehen möge, der Segen Gottes bei uns sein.“

Noch lange hat man in jenem Dorfe von den braven Soldaten erzählt. Und der greise Pfarrer sagte manchmal zu seinen Leuten: „Die Preußen von 1870 waren gottesfürchtiger wie ihr!“

Der Müller von St. Amand

6. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

„Dann kenne ich auch die meine. Und da ich Ihnen keine Auszeichnung verleihen kann, so erbitten Sie sich eine Günst. Was es auch sein möge, — liegt es in meiner Macht, so ist sie gewährt.“

„Dann, Herr Oberst, bitte ich, verhelfen Sie mir zur Erfüllung des Wunsches, der mich hierhergeführt. Verschaffen Sie mir einen Platz, wo ich als barmherzige Schwester den unglücklichen Opfern dieses blutigen Krieges meine Hilfe leisten kann.“

Oberst Charras verbogte sich, als stünde er vor einer Dame. „Das lasse ich nicht gelten. Als uneigennützig, heldenhafte Krankenpflegerin haben Sie sich schon bewährt, und daß ich diesen Wunsch erfülle, ist selbstverständlich. Aber Sie müssen etwas anderes, etwas besonderes erbitten. Nur ist jetzt keine Zeit dazu.“

Er winkte einigen Nachzügern, von denen einer ein gefattest, seines Reiters lediges Pferd am Zügel führte.

„Können Sie reiten?“

Marthe bejahte. „Ein wenig. Sie wie es die Bauern ver- stehen.“

„Dann sitzen Sie auf. Ich selbst werde Sie und meinen Bruder in Sicherheit bringen.“

Während die Soldaten vorsichtig den Verwundeten aufhoben, um ihn aus der Schußlinie zu tragen, half ihr der Oberst in den Sattel, und im leichten Trabe ging es dem zurückmarschierenden Bataillon nach.

Das Gefecht war zum Stillstand gekommen, das Gewehrfeuer verstummt, und nur in der Richtung auf Chatelet knatterten

noch vereinzelte Salven. Auch das Donnern der Kanonen schien sich die Maas abwärts zu entfernen.

Ein Adjutant sprengte heran und zügelte hart vor dem Obersten seinen Wallach.

„Nachricht von der Sambre?“ fragte dieser.

„Zu Befehl. Die Preußen haben Charleroi nicht halten können. Auch Chatelet ist verloren. Das gesamte Korps Zieten geht auf Fleurus zurück.“

„Und der Feind?“

„Von Maschiennes bis Chatelet defiliert er endlos über alle vorhandenen Brücken. Zwischen Maas und Sambre sollen mehr als 100 000 Mann mit 300 Geschützen stehen und schwache Kräfte können den Vorstoß solcher Massen unmöglich aufhalten. Die Preußen werden erst standhalten, wenn ihr noch zurückbefindliches Korps Bülow von Vüttich heran ist.“

„So hat der Herzog weise getan, uns den Rückzug auf Gosselies und Frasnes zu befehlen“, beendete Oberst Charras das kurze Gespräch, denn man hatte Gilly erreicht, wo der Rest seines Regiments zurückgeblieben war.

Während ein Krankenwagen den verwundeten, von Marthe geretteten Offizier aufnahm, um ihn ins nächste Lazarett nach Genappe zu fahren, kamen die noch im Orte befindlichen Bewohner mit großen Krügen voll Braubier und hausbackenem Brot auf die Straße heraus, um die von Hunger, Durst und Hitze erschöpften Soldaten zu laben.

Marthe war abgestiegen und hielt das Pferd am Zügel in der Erwartung, daß der Oberst Anweisung geben werde, wohin sie sich begeben solle. Da fiel ihr Blick auf ein Schauspiel, das aller Augen auf sich zog.

In einiger Entfernung marschierte über den Platz mit dumpfem Trommelwirbel ein Peloton Soldaten, das zwei Gefangene in seiner Mitte führte. Die Gesichter vermochte sie nicht zu sehen, aber ihre Hände waren mit einem schwarzen Riemen umschlungen, obwohl sie die Uniform niederländischer Offiziere trugen.

Hoch aufgerichtet, mit festen Schritten gingen sie, die Augen Starr zur Seite auf das hölzerne Kreuz gerichtet, das ein neben ihnen schreitender Kapuziner emporhielt.

Schauerlich hallte das Rasseln der Trommeln von den steinernen Wänden der Häuser wider, aber die Neugier war stärker als der Schrecken, und wiederholt mußten die Soldaten auf Befehl des begleitenden Offiziers die Bajonette senken, um die nachdrängende Schar der Gasser in angemessener Entfernung zu halten.

„Um Gottes willen, was bedeutet das?“ wandte sich Marthe an einen neben ihr stehenden Feldwebel, der eben seinen Durst stillte.

„Deserteure“, gurgelte der Gefragte undeutlich unter dem Trinken.

„Man führt sie ins Gefängnis?“

„Zum Tode.“

„O mein Jesus, die Unglücklichen!“

Der Feldwebel setzte den Steinkrug ab und wuschte sich den tropfenden Bart. „Das Kriegsgericht hat den Spruch gefällt. Im Krieg gibt es keine andere Strafe dafür. Man hat sie erwischt, als sie eben zum Feinde übergehen wollten. Daß es Offiziere sind, rettet sie nicht.“

Oberst Charras hatte den mitleidsvollen Aufschrei des Mädchens gehört und wandte sein Pferd herum. Im selben Augenblick aber sprengte ein die Exekutionsmannschaft begleitender Dragonerleutnant heran und erstattete eine Meldung.

„Haben sie um Gnade gebeten?“ fragte der Oberst.

„Nein, sie verzichteten darauf. Das Urtheil sei gerecht. Aber der Kaiser von Frankreich habe ein älteres Recht auf sie als der König der Niederlande.“

Die Stirn des Obersten legte sich unter dem Helmdach in Falten. „Bei Gott, eine lähne Sprache!“

„Sie haben noch Kühneres gesagt. Es würde nichts nützen, wenn man ihnen das Leben schenkte. Denn in der nächsten Stunde würden sie wieder versuchen, woran jetzt nur der Tod sie hindert.“

„Mort de ma vie“, „Das soll er“, fluchte der Oberst, doch über das hagere, schmalwangige Gesicht, dessen Haut wie gegerbt erschien, lief ein seltsames Zucken. Sein Soldatenherz konnte solcher Mut nicht kalt lassen. Jahre lang hatte Belgien alle Schicksale Frankreichs, wie seinen Ruhm geteilt, und nun sollte es ihm plötzlich als Feind gegenüberstehen. O, wer das Ende wüßte! Diese Tapferen da hatten es, wie so viele, die desertierten, nicht abwarten können, und mußten ihre Ungeduld büßen.

„Jeder soll seine Pflicht tun“, antwortete er ausweichend, — „sorgen Sie, daß das Urtheil rasch vollstreckt wird.“

Da, noch ehe der Leutnant davonsprengen konnte, legte sich eine weiche Hand auf des Obersten Knie.

„Herr, haben Sie Erbarmen, um Jesu, unseres Erlösers willen.“

„Ihr seid es, mein Kind?“ fuhr Charras zusammen, als er Marthe vor sich stehen sah. „Die Bitte ehrt euer edles Herz, aber erfüllen kann ich sie nicht.“

„Sie können es, wenn Sie wollen.“

„Nicht das. Das Recht ist mächtiger, als der Wille.“

Der strenge Ton der sonst so rauhen Stimme klang unsicher und erzwungen.

Marthe, die das fühlte, gab nicht nach. „Aber das Recht schließt die Gnade nicht aus.“

„Es ist wahr“, zögerte der Oberst, „in meinem Regimente bin ich Herr über Leben und Tod, — aber das —“

Rasch fiel ihm das Mädchen ins Wort. „Sie können den armen Menschen das Leben nehmen, Herr Oberst. Aber geben ist selbiger, denn nehmen. Geben Sie ihnen Gnade, schenken Sie ihnen das verwirkte Leben.“

„Es geht nicht.“

„Es muß gehen, denn Sie haben es mir gelobt.“

„Ah — das meint Ihr“, — fuhr Charras zurück.

„Das Leben der Verurtheilten, Herr Oberst, das ist die Günst, um die ich bitte.“

Der dicke, ergraute Schnurrbart des alten Soldaten zitterte. Der breite, grimasse Mund unter der riesigen, gekrümmten Nase nahm plötzlich einen fast gutmütigen Ausdruck an.

„Schnell hilfsbereit“, murmelte er, — „aber ebenso schnell bereit, einem beim Wort zu nehmen.“

Marthe hatte die halblauten Worte verstanden. „Wie schnell genug, wo es sich um Menschenleben handelt. Erfüllen Sie Ihr Versprechen. Lassen Sie Gnade vor Recht ergehen!“

Charas blühte verzweifelt umher. Solch' selbstlosem Bunsche aus so schönem Munde zu widerstehen, erschien ihm grausam. „Freigeben, — alle zwei, — auf daß sie nachher unserer Schwäche spotten, — es ist unmöglich. — Ein Exempel muß statuiert werden, zur Abschreckung, damit das Desertieren nicht noch weiter zunimmt.“

„Wenn man sich mit einem begnügt“ — waarte der Leutnant einzuwerfen.

„Einer, — Sie haben recht“, rief Charras, erfreut über den rettenden Ausweg. „Sie sollen losen — schwarz und weiß — wer das dunkle zieht —“

„Das dürfen Sie nicht, — das wäre zu grausam.“

Der Oberst staunte das Mädchen an. „Ich verstehe Sie nicht, Kind.“

„Wer das schwarze Los zieht, würde sich damit selbst zum Tode verurtheilen.“

Charras lachte gezwungen. „Gut denn, weil eine Frau feiner empfindet als der Mann, so mag eine dritte Hand das Los ziehen, die Guere.“

Marthe tat einen schwankenden Schritt zurück. Der Schrecken startete aus ihren weit geöffneten Augen. „Ich, — das kann ich nicht, — Herr Oberst, — ich flehe Sie an, erlassen Sie mir das!“

„Run wohl, so sterben sie beide.“

„Erbarmen!“ mit gerungenen Händen warf sich Marthe vor dem Kisse des Obersten auf die Knie.

„Es liegt in Eurer Hand, Mädchen. In dieser kleinen, weichen Hand, die es so tapfer versteht, Leben zu retten und Wunden zu heilen. Und wie er auf die Flehende niederblinnte, durchfuhr ihn ein Gedanke. Ja, — sie sollte entscheiden. „Ich halte mein Wort, Kind. Mit verbundenen Augen sollt Ihr zu den Verurtheilten treten. Und wen Eure fromme Hand berührt, dem möge das Leben geschenkt sein.“

Marthe, so sehr sie über die ihr gewordene Aufgabe erschraf, wagte nicht noch einmal zu widersprechen, um wenigstens einen der Unglücklichen zu retten. „Ich danke Ihnen, Herr Oberst, ich bin bereit.“

„Gut denn. — Fagen Sie der Exekutionsmannschaft nach, Sentier. Man soll warten, bis ich selbst zur Stelle bin.“

„Sie — Sie wollen selbst dem schrecklichen Schauspiel beiwohnen?“ schauderte Marthe.

„Nein, — ich will nur die Freude eines Menschen sehen, dem in letzter Stunde noch ein Engel vom Himmel erscheint.“

Als der Oberst und Marthe die Richtstätte erreichten, schwiegen eben die Trommeln. Das Urtheil war noch einmal verlesen worden, man hatte den Deserteuren die Fesseln gelöst und ihre Gesichter mit schwarzen Binden umhüllt.

An zwei Bäume gelehnt, vor denen ein dunkler Stab im Boden steckte, standen sie dicht nebeneinander und ihnen gegenüber stellten die 12 Musketiere im Halbrund sich auf.

Der Priester, das Kreuz hochhaltend, das die Todgeweihten nicht mehr sahen, betete mit lauter Stimme, während der das Kommando führende Offizier mit nervöser Bewegung und abgewandten Blickes die entblößte Säbelspize in den Erdboden bohrte.

Als der Geistliche verstummte, hörte man in der lautlosen Stille nur noch das Knacken der schußbereiten Gewehre.

Der Offizier wollte den Degen heben, aber das Kommando kam nicht über seine Lippen.

„Halt!“

Der Oberst selber rief es und teilte den Verurtheilten seinen Beschluß mit.

Während man sie mit den Rücken aneinanderstellte, wurden auch Marthe die Augen verbunden.

Ihre linke Hand fassend, führte ein Dragoner das Mädchen heran. Ihre Rechte sollte dem einen das Leben, dem andern den Tod geben.

Ohne zu zucken, ruhig ihr Schicksal erwartend, standen die beiden da. Marthe aber befiel mit jedem Schritte ein heftigeres Beben.

Der Leutnant blieb stehen.

„Jetzt!“

Zitternd streckte die Hand sich aus und tastete zögernd in der Luft umher. Dann sank sie in raschem Entschlusse herab und legte sich leicht auf die Schulter des zur Rechten stehenden Deliquenten.

Ein Schauer neuerwachter Lebensfreude durchrieselte den Körper des Verurtheilten, in tiefem Atemzuge hob sich seine Brust. „Kapitän Dorienne, Ihr seid frei“, klang die Stimme des Obersten, — „Ihr aber, Major Vilain, bereitet Euch zum Tode.“

„Heiliger Gott, — der Name!“ schrie Marthe auf und starres Entsetzen weitete ihre Augen. Ein Nebel schwamm vor ihrem Blick, von einem Schwindel befallen, sank sie in die Arme des Leutnants. Beim Ton der Stimme griff der zum zweiten Male Verurtheilte mit beiden Händen an seinen Kopf. In Beben flog die zerrissene Binde davon.

„Marthe!“

„Jesus Maria, was hab ich getan“, rang es sich schluchzend aus der gequälten Brust des Mädchens. „Renard, dir habe ich den Tod gebracht!“

„Nicht du“, sprach er erschüttert. „Gottes Hand war es, die die deine lenkte, zur Strafe, die ich um dich verdient habe. Der Himmel ist gerecht.“

Die Gewehre der Musketiere rasselten zu Boden, wie gelähmt vor Schrecken standen sie da und starrten auf den Unglücklichen, der vor dem Mädchen niederfiel, ihre Hand ergriff und küßte. „Verabschied mich, Marthe! Dann sterb ich gern.“

Sie konnte vor Tränen nicht antworten.

Der Oberst war abgesprungen und herantreten.

„Was ist das, Sie kennen einander?“ stieß er, mühsam seine Fassung bewahrend, hervor.

„Ich habe ihn geliebt.“

(Fortsetzung folgt.)